Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 231 (1958)

Artikel: "... der Tag, an dem der Oleander blüht"
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655723

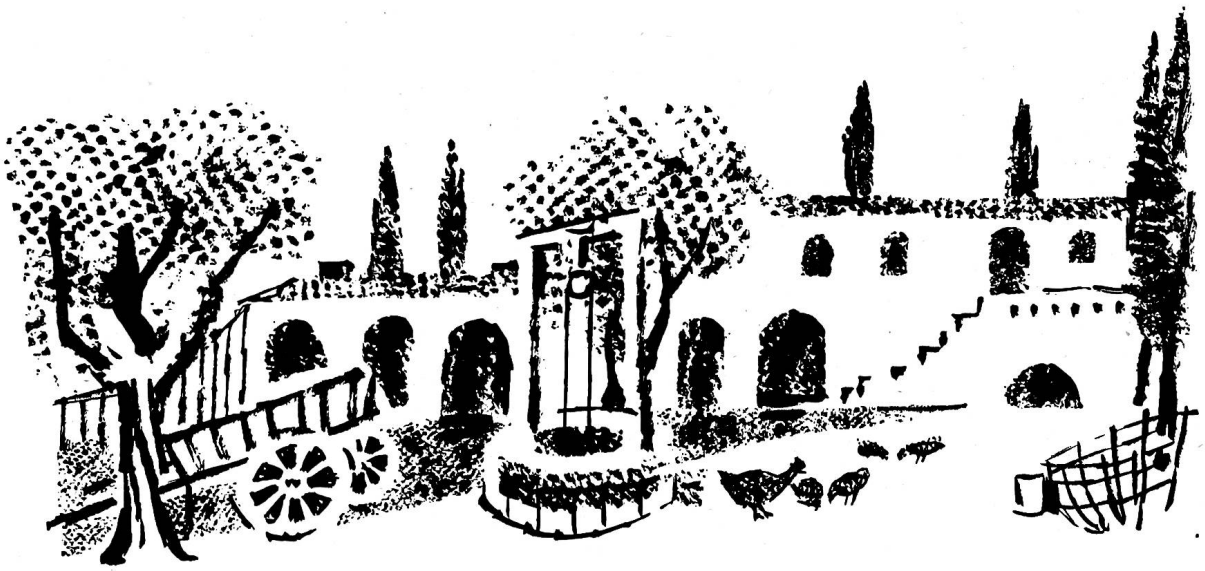
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



„... der Tag, an dem der Oleander blüht"

Von Walter Laedrach

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

Die stechende lombardische Februarsonne füllte den Gutshof des Conte Durini mit strahlender Wärme und ließ das Wohnhaus lilarot, die Stallungen unter den runden Mauerbogen und die Käserei weiß aufleuchten. Der Rosmarinstrauch mit armdicken, verholzten Zweigen duftete harzig und trieb die ersten verfrühten Blüten – oder waren es noch verspätete des letzten Jahres?

Auf den sauberen Steinplatten vor dem Stall lag ein Mutterschwein mit einem Dutzend quietschender, rosiger Ferkel, und der Käsereiknecht mühte sich, dem kleinsten von allen, das von irgendeiner Wunde her noch eine kunstgerechte Naht sehr sichtbar auf dem Rücken trug, einen Platz zum Saugen zu suchen. Eine Gluckhenne führte ihre Schar rebhuhnfarbiger Küchlein unter einem grasbeladenen Wagen hervor und sprang immer wieder in das frische Grün hinauf, um ein paar Halme herabzupicken. Der Maulbeerbaum neben dem Ziehbrunnen trieb hellgrüne, zarte Blätter, und der stille Hof sah trotz des frühen Monats schon fast sommerlich aus und bot ein Bild tiefen ländlichen Friedens.

Aber der schwarzgekleidete bleiche Herr, der sich an den Steinplattentisch unter dem Maulbeerbaum lehnte und auf etwas zu warten schien, paßte nicht recht in dieses Bild hinein. Mit seiner blassen Hautfarbe schien er aus einer noch winterlichen Landschaft herzustammen, und sein rascher Atem verriet seine große, innere Unruhe. Es ließ sich auch keineswegs bestreiten, daß die jetzige Stunde die schwerste, die furchtbarste war seines ganzen bisherigen Lebens.

Doch jetzt erhob sich eine altertümliche, schwermütig leise, aber tragende Musik, die langsam näher kam. Drei seltsame Gestalten traten unter das Hoftor und schritten gegen das Wohnhaus: Pifferari mit Dudelsäcken, aus den fernen Abruzzen hergewandert, in Schaffellkleidern mit Pelzmützen und Bettelsäcken, ein Blinder, ein Stelzfuß, der Dritte mit einer schwärenden, offenen Wunde am Halse, und ihre Weise stammte aus uralten Tiefen, der Rhythmus ihrer Melodie stieg aus der Ewigkeit.

Wenn der fremde, schwarzgekleidete Herr vorher kaum ruhig atmen konnte, so wurde ihm jetzt

noch weher zu Mute; gleichzeitig aber fand er in den alten, schwermütigen und doch wieder beruhigenden Tönen einen Trost: die Gewißheit, daß das Leid von Uranfang auf der Erde war, daß Tausende und aber Tausende es schon getragen, und daß es für alle einst zu Ende ging, zu Ende ging auch für ihn. Und daß ein jeder Tag des steigenden Jahres auch einen Stein wegtrug vom Berg des ungeheuren Schmerzes, der hier in diesem sonnigen Land auf ihn gewartet. Stiller geworden, lauschte er den uralten Weisen der drei Pfeifer, und als nach einer Weile der Blinde seine Pfeifen am entleerten Fell herunterhängen ließ und zum Spiel der beiden andern zu singen begann, da schien es dem schwarzen Fremden, als ob das Leid des Blinden zerrinne, wie es die Luft des Dudelsackes getan, und daß sein eigenes erträglicher werde mit jener Träne, die er sich endlich aus den Augen wischte.

Da trat aus dem Haus des Großpächters dieses Gutes die Padrona, eine gütige, alte Italienerin, aufrecht trotz ihrer vielen Jahre. „Signor Carlo", sagte sie freundlich zum Fremden, „darf ich Sie bitten, ins Haus einzutreten, si comodi nella sala davanti al camino, nehmen Sie Platz in der großen Stube beim Kamin. Die Winterkälte ist noch nicht ganz aus dem Hause gewichen, aber hier beim Steintisch setzen sich diese Musikanten seit vielen Jahren, wenn sie im Frühjahr kommen vor den ersten Schwalben."

Hinter der Padrona schritt Pia, die Magd, mit der Minestrone im Kupferkessel, mit weißem Brot im Körbchen und dunklem Wein in der Bastflasche; der Fremde aber gab den Musikanten einen roten Geldschein. Darauf verbeugten sich die Pifferari vor der Padrona und vor ihm wie Edelknaben vor einer Fürstin, der Blinde in der Mitte der drei, und die Padrona dankte ihnen mit einem leichten Nicken und berührte den Fremden leicht am Arm: „Kommen Sie jetzt mit mir, Signor Carlo. Riechen Sie, wie der Rosmarin duftet; Ihr Onkel liebte ihn auch, und nichts ist im Hofe, was nicht an ihn erinnerte. Hier, dem kleinen Tierlein", sie wies mit dem Kinn auf das rosige Schweinchen, „dem hat er das Leben gerettet. Die Naht ist jetzt fünf Tage alt und das kleine Wesen gedeiht, weil er ihm geholfen hat. Aber kommen Sie jetzt, nehmen Sie Platz."

Willenlos ließ er sich ins Haus geleiten und setzte sich vor das glimmende Feuer. „Warten Sie hier, die Sache wird sich noch zum Guten wenden; aber jetzt entschuldigen Sie, wenn ich Sie allein lasse. Ich muß hinauf ins Herrenhaus, ich will nachsehen, ob Ihre Base bei der Contessa etwas ausgerichtet hat, es scheint mir, sie sollte zurückkommen."

Jetzt brütete Signor Carlo, Herr Karl Dübi aus Grauenstein an der fernen Aare, über dem düsteren Erlebnis der letzten Stunde. Vorgestern früh erreichte ihn das Telegramm, daß sein Onkel in Malignano gestorben sei; dann war er in die Hauptstadt gereist, um Paß und Visum in Ordnung zu bringen, und gestern brauchte er den ganzen Tag für die Herreise, denn in dieser Kriegszeit waren die Verbindungen spärlich, jene von Mailand hieher aber fast unmöglich, weil wenige Nächte zuvor die fremden Flieger die Bahnhöfe und Brücken in dieser Gegend zerstört hatten. Und heute morgen traten hier im Hof die Freunde und Bekannten seines Onkels zusammen, um ihm nach dem Abschiedsgebet des Waldenser Pfarrers das letzte Geleite zu geben; dann schritten alle hinter dem blumengeschmückten Totenwagen zum Hof hinaus.

Jetzt jedoch, er sah nach der Uhr, eine Stunde später, war der Tote wieder hier, unbeerdigt. Der Sarg stand, seiner Kränze beraubt, unter dem Torbogen des Vorraumes in der Wohnung. Die Malignanesi aber sprachen gruppenweise in den Osterien, an den Straßenecken, in den Gutshöfen miteinander, drohend, erbost, aufgeregt, verärgert oder verschämt, jedenfalls uneinig, ob dies hätte geschehen müssen. Daß es gerade ihn treffen mußte, der sich immer für die Andersgläubigen und damals für das Kloster eingesetzt und seither darunter zu leiden hatte, und daß es seinen Onkel treffen mußte, der keinem Menschen mit Willen je etwas zu leide getan!

Karl Dübi senkte den müden Kopf auf die Brust und sann nach: Vor fünf Jahren war es gewesen, man wußte längst, daß es Krieg geben würde. In Tausenden von Häusern sah man die Lithographien an den Wänden mit dem schützenden Soldaten, Bescheinigungen, daß einer in schwerer Zeit dem Lande für die Verteidigung eine Summe Geldes übergeben, und die ganze wehrfähige

Mannschaft stand immer wieder im Dienst und machte sich mit den neuen Waffen vertraut.

Und er, der junge Hauptmann, stand eines Nachmittags am Waldrand und schaute auf das große Dorf mit der herrlichen Klosterkirche hinab; da ritten sein Oberstleutnant und sein Major vorbei und riefen ihn.

„Herr Hauptmann, wenn ich nicht irre, so kennen Sie die Geschichte jenes Kriegs, unseres letzten Bürgerkrieges vor bald hundert Jahren, und die Geschichte der Aufhebung dieses Klosters."

„Zu Befehl, Herr Oberst, die Sache ist mir einigermaßen vertraut."

„Gut, Herr Hauptmann, darf ich Sie bitten, heute abend vor den Offizieren unseres Regiments darüber vorzutragen? Wir sind hier in historischem Gelände; ich halte darauf, daß die geschichtlichen Kenntnisse unserer Kameraden ein wenig aufgefrischt werden. Sie dürfen ruhig eine Stunde lang sprechen, und jetzt übergeben Sie Ihre Kompagnie dem Adjutanten, damit Sie über Ihre Zeit verfügen können."

An jenem Abend sprach er vor hundert Offizieren über den Krieg, in dessen Vorgeschichte das Kloster eine bestrittene Rolle spielte, die schließlich zu seiner Aufhebung führte, und er wies nach, wie jener Krieg vom eidgenössischen General Dufour so geschickt geführt wurde, daß wenig Blut floß, und daß der hervorragende Genfer seine Armee vor dem Einmarsch ins Gebiet des Sonderbundes daran erinnerte, man sei nicht im Feindesland, sondern in jenem der Miteidgenossen und Brüder.

Er wies auch nach, wie aus dieser Kriegführung eine versöhnliche Stimmung herauswuchs, daß die Luzerner den einmarschierten Zürchern das Schwert und den Helm Zwinglis zurückgaben, die sie seit mehr als dreihundert Jahren als Siegeszeichen gezeigt hatten, und er hob hervor, daß die siegreichen Städte, das calvinistische Genf allen voran, eine Geldsammlung durchführten, um den Sonderbundskantonen, die nie im Überflusse lebten, die Last des Krieges zu erleichtern. Und er erinnerte sich, wie wenn es gestern gewesen wäre, daß er seinen Kameraden gesagt hatte, durch dieses alles sei die Grundlage geschaffen worden, daß seither die reformierte und die katholische Schweiz in gegenseitiger Achtung miteinander lebten und durch ihre Einigkeit die ungeheuerlichen Stürme des Weltkrieges bestanden hatten. Darauf war ein Beifallssturm ausgebrochen, und er hatte es gewagt, vor seinen gespannt lauschenden Kameraden weiterzufahren, zögernd erst, aber dann tapfer:

Jetzt wäre es ein weiterer Schritt in Dufours Stapfen, wenn die heutige Zeit das ehrwürdige Kloster, dessen Verfehlungen nie einwandfrei bewiesen wurden, aber dessen kulturelle Leistungen in unsere Zeit herüber leuchteten, wieder restaurierte. Seine große Vergangenheit verdiente es. Hier war die älteste Heimat des mittelalterlichen Theaterspieles südlich des Rheins, und unter einem barocken Kirchenfürsten erstrahlte der Ruhm seiner Festspiele von neuem weit in die Welt und erstand sein herrlicher Bau, die Kirche und die Bibliothek. Diese Bauten wieder in die Hut der Patres zu übergeben, sie aus dem fernen Land heimkehren zu lassen, das wäre eine versöhnende Tat. Damit schloß er damals seine Rede, ohne jedoch weitere Zustimmung zu finden. Der Oberst dankte ihm für den historischen Vortrag, der Feldprediger, der das Wort verlangte, aber erklärte, mit den Schlußfolgerungen nicht einigzugehen; „denn reichet den kleinen Finger", warnte er, „und dann schauet, was aus eurer Hand wird. Die Zeiten sind vorbei, in denen man Klöster restaurierte, auch wenn sie einst etwas Bedeutendes geleistet haben."

Der Hauptmann atmete tief und sah zum Fenster hinaus in die weite Ebene, hinter der in unendlicher Ferne im Dunst die verschneiten Alpen aufleuchteten. Dort hinter diesen Bergen war er daheim, und dort nahm man ihm immer noch übel, daß er sich einst für das berühmte Kloster eingesetzt. Es mochten drei oder vier Jahre her sein, da hatte er sich um eine höhere Stellung beworben, die seiner Ausbildung entsprochen hätte; aber der Ratsherr, der diese Beamtung zu vergeben hatte, bedeutete ihm, daß er nicht in Frage käme, seine Ansichten seien nicht genehm. Seine Toleranz war ihm dort drüben hinderlich, und hier, diesseits der Berge wurde gerade er das Opfer der Unduldsamkeit.

Die Türe ging, und die Padrona trat wieder ein, die Tochter des Verstorbenen, die Kusine des Hauptmanns, am Arme führend. Man sah beiden an, daß ihr Gang nutzlos gewesen. „Die Contessa kann nicht helfen, ach, sie habe keinen Einfluß

auf ihren Mann." Die Padrona mußte es bestätigen: „Es ist leider so, sie hat schon oft darunter gelitten."

„Und der Parroco, ließe sich nicht mit ihm sprechen?"

„Aussichtslos", erklärte die Kusine Klara. „Seit der Geschichte mit der Frau des Buchhalters in der Seidenweberei ist nichts mehr zu wollen!"

„Gibt es denn keine Möglichkeit mehr, müssen wir wehrlos alles annehmen? Ist denn gar nichts zu machen? Ich will nach Mailand auf unser Konsulat."

„Noch ein wenig Geduld, Herr Rothen wird wohl bald zurück sein, warten wir noch einen Augenblick und schauen wir, was er auf der Präfektur ausgerichtet hat."

„Wie ist denn dies alles gekommen?" fragte Karl Dübi.

„Ach", antwortete die Padrona, da Klara nicht sprechen konnte, „angefangen hat es mit den Engländern oder eigentlich mit der Frau des Buchhalters."

„Mit den Engländern, mit den englischen Fliegern!" stimmte Klara bei.

„In jenen ersten fürchterlichen Nächten, als die Engländer Mailand angriffen und dem Conte Durini sein Palazzo zerstört wurde."

„Aber was geht denn das unsere heutige Geschichte an?"

„Ach, man muß weit zurückgreifen, wenn man alles begreifen will. Du weißt, mein Vater hat vor dreißig Jahren hier als selbständiger Geschäftsmann begonnen; er hat die Milch aus den Gütern des Grafen Durini gekauft und zu Butter und Käse verarbeitet, aber es ging ihm nicht gerade gut. Er war zu gutmütig und ließ sich zu viel gefallen. Er wagte nicht, die verdorbene Milch zurückzuweisen, und dann fielen die Käse schlecht aus, und er verdiente nichts. Dann kam das Jahr mit dem großen Seuchenzug, da alle Schweine krank wurden und wir ein Vermögen verloren, den Grafen auch nicht mehr bezahlen konnten. Dann half Herr Rothen aus der Verlegenheit, der reiche Händler. Er kommt auch aus der Schweiz, hat in Mailand ein großes Geschäft und vielleicht zwanzig Käsereien auf Herrengütern. Der übernahm auch das Geschäft hier in Malignano, und der Vater war seither nur noch Angestellter mit einigen Knechten. Von da an ging es uns ordentlich, nur die Schulden plagten uns noch, denn mit dem Zurückzahlen ging es jetzt langsam. Unser Einkommen war jetzt sicher, aber leider nicht mehr groß. Das Risiko lag jetzt bei Herrn Rothen, und für den war es unbedeutend. Wurde schlechte Milch geliefert, so wies er sie zurück, was wir nicht hätten tun dürfen. Er aber durfte ruhig wagen, eine Käserei zu verlieren, es blieben ihm noch viele andere, und immer neue wurden ihm angetragen. Es kam öfters vor, daß die Milch nicht angenommen wurde, und das brachte den Grafen jedesmal auf, er schob dann alle Schuld dem Vater zu, der nichts dafür konnte. Ganz ungemütlich aber wurde es, als der Palast des Grafen in Mailand zerstört wurde. Der Conte zog dann hierher, in sein altes Herrenhaus im Park auf der kleinen Anhöhe. Er ist nicht mehr der gleiche, er ist ständig gereizt und bösartig, ich glaube, er weiß gar nicht mehr, was er tut. Er hat freilich viel verloren und sieht alles in Schwarz. Deshalb kam er einmal zum Vater und verlangte von ihm, daß er die Milchbücher fälsche und mehr eintrage zu seinen Gunsten. Der Herr Rothen sei reich und werde nichts merken. Das wies der Vater zurück, und zwar sehr bestimmt, ich besinne mich noch gut, er war nachher lange Zeit bedrückt. „Ausgeschlossen, niemals", erklärte er, „ich werde nur meine Pflicht tun."

„Nun, Ihre Pflicht wäre in erster Linie, Ihre Schulden zu bezahlen und mich nicht länger warten zu lassen", sagte der Graf dann sehr böse. „Es macht sich schlecht, sich so tugendhaft aufzuspielen, wenn man ein solch schlechter Zahler ist!"

Das hat den Vater bedrückt und krank gemacht; er lebte vielleicht noch, wenn dies alles nicht gewesen wäre. Und dann kam die Geschichte mit der Frau des Buchhalters in der Seidenfabrik. Die ist wohl noch viel schlimmer. Karl Dübi schaute verwundert auf. „Was hat die Seidenfabrik damit zu tun?"

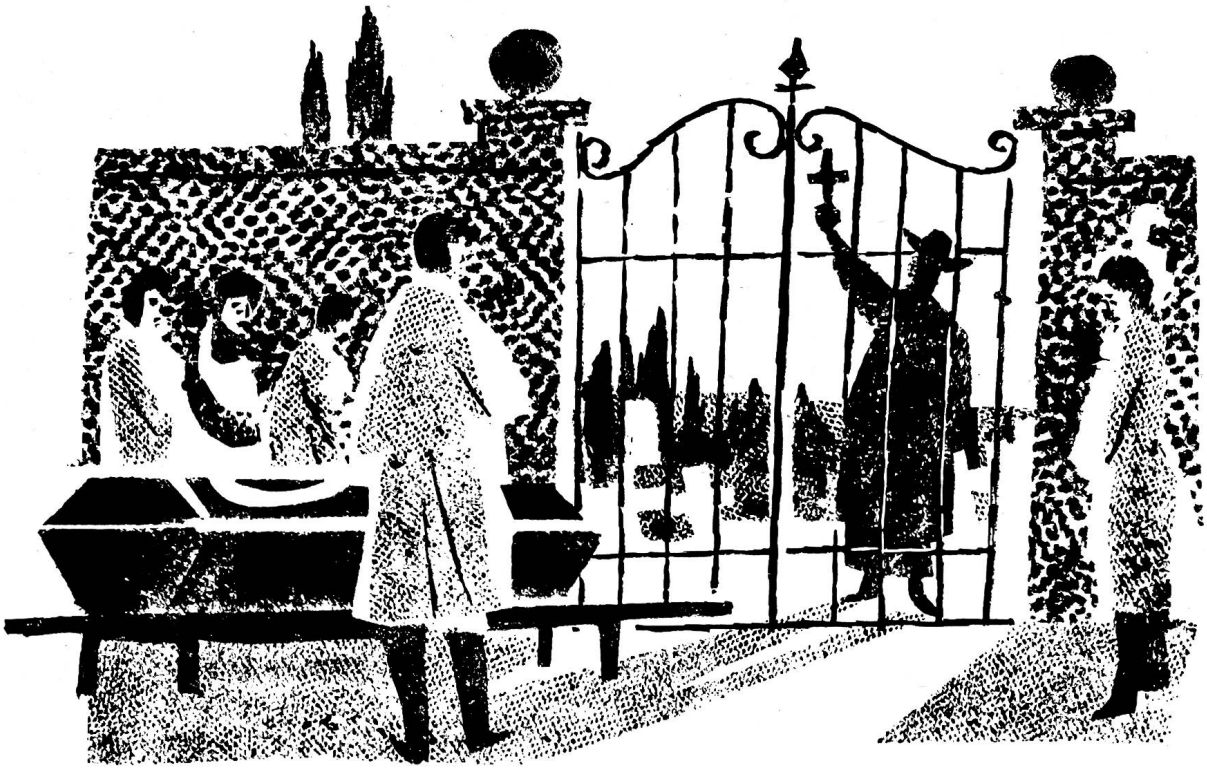
„Die Fabrik eigentlich nicht; aber da kam vor drei Jahren ein Buchhalter hierher, ein Buchhalter aus der Schweiz und verheiratete sich mit meiner Freundin Maria, der Tochter aus dem Albergo Tre Re, und der Parroco Don Severino im Pfarrhaus nahm es ihm sehr übel, daß die Trauung nicht katholisch stattfand. Aber der Buchhalter ließ den Waldenser Pfarrer kommen, den er bei uns

kennengelernt hatte. Der Pastore besuchte meine Mutter oft während ihrer langen Krankheit.

Und dann besuchte Don Severino die junge Frau, und der Pastore Benvenuto den Buchhalter, und schließlich schwang der Pastore obenauf, und der kleine Giovanni wurde evangelisch getauft, und ich bin seine Patin. Das nahm Don Severino sehr, sehr übel; denn er hatte die Maria unterrichtet und spielte zudem alle Mittwochabende Tarock im Albergo Tre Re, und die Schuld schob er uns zu, denn, sagte er, wenn wir nicht da wären, so hätte der Pastore nichts in Malignano zu tun gehabt, der Buchhalter hätte ihn nie gesehen, und seine Trauung wäre katholisch vorgenommen worden, und der Kleine wäre katholisch getauft. Jetzt aber habe sich der Satan im Dorfe festgesetzt, und wir seien schuld, und dann kam es, wie..."

Alle schwiegen, keines mochte darüber sprechen; aber allen bedrückte es noch das Herz, und die Klara wischte von neuem die roten Augen. Es war zu empörend. Als der Leichenzug heute morgen den Hof verließ und zum Friedhof hinausschritt, blieben merkwürdig viele Leute zurück, und dann kam das Geleite vor das Friedhoftor draußen vor dem Dorf. Der Leichenwagen hielt an, der Sarg wurde auf die Bahre gelegt, aber das Tor öffnete sich nicht, und hinter dem Gitter erschien Don Severino und hielt das Kreuz abweisend gegen den Sarg.

„Apage, haeretice, weg mit dir, du Ketzer", murmelte er, doch so, daß es die Nächststehenden verstehen konnten. Dem Totengräber brauchte er nichts zu sagen, dem war schon längst befohlen, was er zu tun hatte, denn zum Entsetzen des Waldenser Pfarrers schritten die Männer mit der Bahre der Mauer entlang über das Feld hinter den Kirchhof. Dort stand das verrufene Häuschen, in dem die angeschwemmten Wasserleichen aus dem nahen Strom aufgebahrt wurden, bis der gerichtliche Augenschein vorgenommen werden konnte; und daß die wandernden Pifferari in kalten Nächten auch hier unterkrochen, vermochte seinen Ruf kaum



... und hinter dem Gitter erschien Don Severino und hielt das Kreuz abweisend gegen den Sarg.

viel zu verbessern. Hier, hinter den hohen Kirchhofmauern unter den Oleanderbüschen, wo die Bettler und die Hunde ihre Notdurft verrichteten, war ein Grab gescharrt. Schon stellten die Träger die Bahre ab und hoben den Sarg. „Halt, niemals", schrie die Tochter, „mein Vater verdient kein solches Grab."

„Es ist eine Beleidigung nicht nur des Toten, sondern eine Beleidigung des Todes, hier ein Begräbnis vorzunehmen", wehrte auch der Pfarrer. Und jetzt trat der reiche Händler, der ein wenig zurückgeblieben und schnaufend nachgekommen war, zu der Gruppe und sagte:

„Nein, nein, das geht nicht! Hier wird kein Toter begraben."

Die Männer stellten den Sarg wieder auf die Bahre. Was tun? „Hier wird nicht begraben", erklärte der Händler noch einmal. „Wir nehmen den Toten wieder zurück. Wir begraben ihn in Mailand, dort wird schon noch ein Platz für ihn sein."

Die wenigen, die noch da waren, schritten jetzt hinter dem Sarge her, wieder der Straße zu, doch war der Leichenwagen schon fort, und die Kränze lagen auf der Erde. So wurde der Tote mühsam auf der Bahre in sein Heim zurückgetragen, während aus den Fenstern die Malignanesi zuschauten, empört, eingeschüchtert die einen, spöttisch lächelnd die andern, die auf Kosten des Grafen beim Wein aus dem Val Policella saßen.

Das war heute morgen geschehen, und Karl Dübi wußte noch kaum, wie ihm geschah. Im kalten Grauenstein war auch nicht alles einwandfrei, eine solche Unmenschlichkeit wäre jedoch dort unmöglich gewesen. Jetzt aber war er hier in diesem südländischen Städtchen und mußte rechtlos, wehrlos und ohnmächtig eine solche Schmach über sich ergehen lassen. Er kam sich vor wie ein ins Burgverlies Versenkter im fernen Mittelalter. Doch eine Hoffnung gab es noch: Der Händler Rothen war auf der Präfektur und bemühte sich, die Erlaubnis zu erhalten, um die Leiche nach Mailand zu bringen und dort begraben zu lassen. Daß er aber nicht längst zurück war, ließ nichts Gutes ahnen. War etwa der Präfekt im Bund mit dem Grafen und mit Don Severino? Ohne sein stilles Einverständnis hätten sie doch ihre Rücksichtslosigkeit nicht gewagt. Und das geschah in diesem milden Land, wo die Wiesen im Februar zum ersten Schnitt bereitstanden und der Goldlack schon aus allen Ritzen blühte. Aber es war Krieg im Land, und der Krieg befreite das Tier im Menschen.

Es war still in der Stube, aber Klara schluchzte hie und da leise auf, und Karl fand kein Wort des Trostes. Endlich kam der Händler, die Backsteinfliesen dröhnten unter seinen Füßen. Er öffnete die Türe und schaute vorgebeugt mit rotem Kopf herein. „Da seid ihr ja", sagte er, einen raschen Blick hineinwerfend und die Türe leise schließend. Dann schritt er auf das nächste Fenster zu und schloß auch dieses. „Es ist nicht möglich", gestand er dann, „ich bekam die Erlaubnis nicht, wir bringen ihn nicht nach Mailand." Klara schluchzte laut auf.

„Aber ich will noch etwas versuchen: Ich will den Sarg in der Nacht von meinen Leuten nach meinem Familiengrab schmuggeln lassen. Eine schöne Mancia wird das Friedhoftor schon auftun, mit Geld kann man vieles öffnen, es gibt keinen bessern Schlüssel. Bleibt im Hause und zeigt euch nicht draußen, ich werde am Abend wiederkommen." Damit verließ er das Haus.

Die Padrona hatte niemals Gäste, die so wenig aßen wie jene an diesem Vorfrühlingstag. Es war traurig, auf der Welt zu sein. Dann kehrte Klara mit ihrem Verwandten in die leere Wohnung zurück auf der andern Seite des Hofes. Nie ging ein Nachmittag langsamer und trostloser vorbei. Hie und da traten sie hinaus in den Vorraum zum Sarg, und es war, als ob sich dessen dunkle Farbe an alles andere hefte, selbst an das strahlende Blau des Himmels.

*

In der Casa parrochiale besprach sich Don Severino mit dem Grafen. „Es ist mir nicht gerade angenehm", sagte der Graf zum Pfarrherrn, „der Krieg geht vorbei, und der Käsehändler ist ein reicher Herr, den wir nicht allzusehr aufbringen sollten, und überdies..."

„O, ich verstehe Sie wohl", beschwichtigte der Parroco, „aber wehret den Anfängen. Der Käser ist tot, seine Tochter wird wegziehen; der Buchhalter? Vielleicht wird seine Frau wieder katholisch und das Kind auch. Ich will mich bemühen. Vielleicht zieht er vor, uns zu verlassen, und dann scheint die Sonne wieder hell über Malignano, und es werden uns keine Schäflein mehr aus dem

Stalle laufen. In der nächsten Nacht werden unsere Leute unter der Leitung Ihres Sohnes den Ketzer holen und ihn trotz allem hinter dem Friedhof verscharren; die Sonne soll nicht noch einmal über diesem Sarge aufgehen."

Der Graf runzelte die Stirne. „Don Severino, Ihren Eifer in Ehren, aber ins Haus eindringen sollen die jungen Leute nicht. Wir wollen vermeiden, daß sie wegen Leichenraubes eingeklagt werden. Der Händler hat Geld, viel Geld, und Geld ist eine Macht. Warten wir ab. Er hat keine Erlaubnis bekommen, die Leiche nach Mailand bringen zu lassen; der Präfekt tat mir das zu Gefallen. Deshalb wird er wohl in dieser Nacht den Toten im geheimen fortführen lassen. Wohin, weiß ich nicht; aber er wird schon einen Weg finden. Dann greifen unsere Leute ein, aber erst auf der Straße, nicht im Hofe. Sie werden in großer Überzahl sein, und der Sarg kommt hinter die Mauer, wie recht und billig."

Don Severino lächelte: „Ausgezeichnet, Cavaliere, und ich bin glücklich, daß Ihr Sohn die Sache leiten wird."

Die Amsel sang vom Dach des Herrenhauses, wie wenn die Nachtigall ihre Lehrmeisterin gewesen wäre, und der Goldlack duftete wie in den Tagen des Paradieses. Als es zu dunkeln begann, trat mit leisem Schritt der Waldenser Pfarrer wieder in den Hof. Er betete noch einmal am Sarge und las den beiden Hinterlassenen den uralten, tröstenden Psalm: „Io alzo gli occhi ai monti per vedere onde mi verrà aiuto – Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen", und ein Trost aus diesen Worten beruhigte sie, und gelassener ließen sie die Dunkelheit eintreten, die von keinem Licht erhellt war. Und wenn der Schmerz wieder größer wurde und die Ungewißheit, was die Nacht noch bringe, wieder stärker drückte, so las der Pfarrer eine andere Stelle: „Ma pure io sono stato del continuo teco – Dennoch bleibe ich stets bei dir..."

Endlich schlug es 11 Uhr vom Kirchturm. Kurz nachher fuhr das Auto des Händlers vor das Hoftor, und dann trugen die Knechte den Sarg zur Straße hinaus. Da sahen sie sich umstellt von vermummten Gestalten. Die Bahre verschwand, von leisen Trägern aufgehoben, widerstehen konnte man nicht. „Sie tragen ihn wieder an den wüsten Ort", schrie die Tochter, „aber wir gehen mit! Es sollen nicht nur die Feinde dabei sein, wenn der Vater begraben wird."

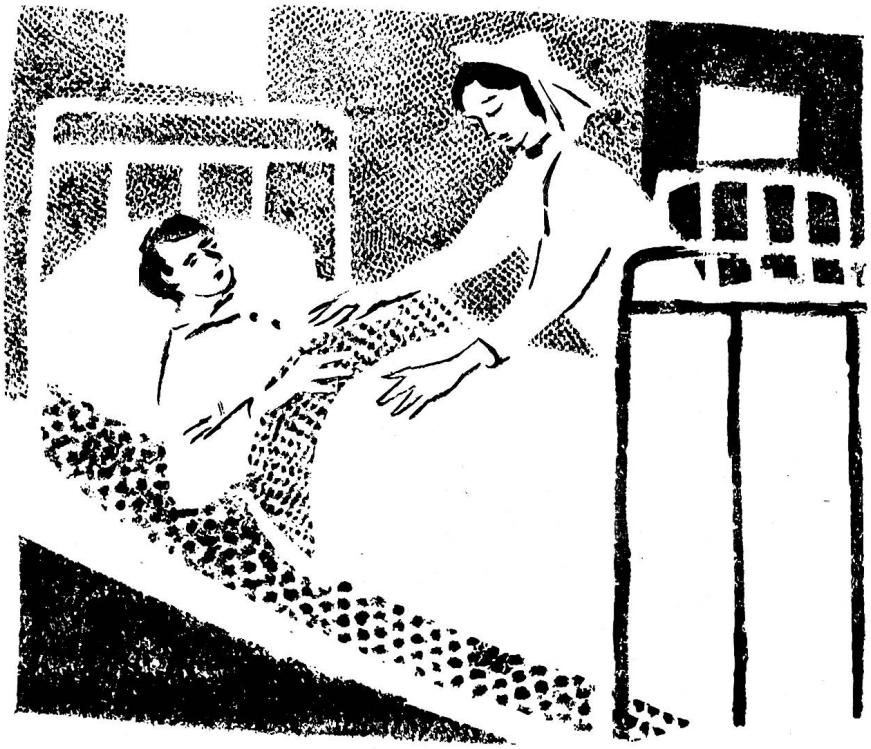
Es schienen nur wenige Sterne, und gesprochen wurde kein Wort; aber plötzlich heulte eine Sirene auf, die fremden Flieger waren wieder da. Es tönte schauerlich wie vor dem Jüngsten Gericht, und ein paar der Burschen wollten sich wegstehlen, es war ihnen nicht mehr geheuer zu Mute. „Avanti", befahl aber eine harte, jugendliche Stimme, „soltanto i vigliacchi fuggono – nur die Feiglinge fliehen!" Klara erkannte sie, es war die Stimme des jungen Grafen, des Sohnes ihres Gutsherrn.

Die Schar blieb beisammen, der Sarg schwankte in ihrer Mitte, das Grab war erreicht, und schwer fiel der Tote hinab. Ein fürchterlicher Schrei wurde zugedeckt vom unbeschreiblichen Donnern der Bomben, die irgendwo niederfielen, und helle, harte Schüsse knallten, Scheinwerfer suchten am Himmel, Erde prasselte auf den Sargdeckel. Grausiges Lachen ertönte, und dann verschwanden die unberufenen Totengräber.

Einsam stand noch der Waldenser Pfarrer bei den Hinterbliebenen, die plötzlich die drei Bettler vor sich sahen, die Pifferari, die ängstlich aus dem Leichenhaus hervorgekrochen waren und ahnen konnten, was vorgegangen. In einer Pause, in der die Abwehrschüsse schwiegen und keine Bombe platzte, sagte der Blinde tröstend: „Die Erde ist überall gut", und der Lahme fügte bei: „Man kann auch hier hinten ausruhen." Als aber vor dem Lichte eines Scheinwerfers sich die Oleandersträucher deutlich abhoben, sagte der Dritte, jener mit der schwärenden Wunde: „Verrà il giorno e fioriranno gli oleandri sopra la tomba – einst wird kommen der Tag, an dem der Oleander auch über diesem Grabe blüht." Während in der Ferne der Lärm des Bombenangriffs abnahm und Brandröten am westlichen Himmel aufleuchteten, ertönte plötzlich ein klagendes, leises Lied in die Nacht, mit dem die drei armen Musikanten ihre trauernden Mitmenschen trösten wollten und trösten konnten, weil die Teilnahme, in welcher Form sie sich auch äußern mag, immer einen Trost bringt.

Am andern Morgen trugen Karl und Klara die Kränze, die noch aufzufinden waren, auf das Grab. Brandgeruch erfüllte die Luft, und Regenwolken zogen über das Land. Dann kehrten die beiden in

die Wohnung zurück. Klara packte ein, was sie mitnehmen konnte. Sie wollte mit ihrem Verwandten in die Schweiz zurück. Herr Rothen versprach, mit Hilfe der Padrona das zurückgelassene Gut zu verwerten und damit den Rest der Schulden zu bezahlen. Zwei Tage später reisten beide ab, zurück in die tiefverschneite Schweiz. Trotz dem kalten Schnee und der drohenden Berge fühlten sie sich hier daheim, wo man keinem Toten das Grab versagte, weil er anderen Glaubens war. Wie fürchterlich sich die Intoleranz auswirkte, das hatten sie jetzt erlebt. „Und deshalb", sagte sich Karl, „ist jede Regung gut, die dem Andersdenkenden zur Duldung und zum Recht verhilft; und deshalb habe ich auch recht getan, wenn ich für das aufgehobene Kloster einstand, obschon mir dies nur Unheil brachte und mein Onkel trotz alledem verfemt wurde."



Dort lag unruhig und fiebernd der junge Felice Durini, der jetzt selber dem Grabe nahe war.

Es war nicht leicht für die heimgekehrte Auslandschweizerin, sich in der alten Heimat einzuleben; aber ihr Verwandter bot ihr ein schützendes Heim, und den Haushalt des Junggesellen zu führen, schenkte ihr Befriedigung; darüber hinaus gab es auch Arbeit genug, denn Grauenstein war angefüllt mit internierten Polen, deren Kleider instandzuhalten manche geschickte und fleißige Frauenhand erforderte. Hie und da erglänzte eine Friedenshoffnung und damit die Aussicht auf ein Ende des Krieges, und dann würde alles wieder gut, der Haß hörte auf. Dann dürfte sie es auch wagen, nach Malignano zurückzukehren, wo ihr Herz trotz allem geblieben war, und dann..., ja dann würde es vielleicht möglich sein, dem Vater ein anständiges Grab zu verschaffen. Der Conte war bezahlt, und der Parrocco? Schlimmstenfalls konnte der sie nicht hindern, den Toten nach seiner Heimat bringen zu lassen. So träumte Klara des Nachts; aber dann hörte sie wieder das Heulen der warnenden Sirenen und das Dröhnen der Bomber, die über die Alpen flogen, um ihre todbringenden Lasten abzuwerfen. Der Krieg ging weiter, und noch war kein Ende abzusehen.

Im Herbst des gleichen Jahres aber schwirrten seltsame Gerüchte durchs Land. In Grauenstein wurde erzählt, daß Zehntausende von jungen Italienern, die geglaubt hatten, der Krieg sei für sie zu Ende, die Schweizer Grenze überschritten, weil sie von neuem zu den Waffen greifen sollten. Die Dörfer und Städte im Kanton Tessin seien überfüllt mit Flüchtlingen, die Schulhäuser besetzt, Wartsäle und Kirchen übervoll. Sie würden ins Innere des Landes abgeschoben werden, denn an der Grenze könne man sie nicht behalten, und es kämen auch Italiener nach Grauenstein.

An einem Septembersonntag gab es Leben in

der kleinen Stadt. Der Gemeinderat trat zusammen, der Quartiermeister besuchte alle Häuser, und am Abend hielt ein Extrazug an auf dem Bahnhof; fünfhundert junge, braune, hungrige und fragende Italiener stiegen aus und wurden in Sälen und Schulhäusern vorläufig untergebracht, von alten Schweizer Soldaten mehr behütet als bewacht. Hundert Wünsche tauchten auf, tausend Fragen wurden gestellt, und Klara wurde vom Quartiermeister als Übersetzerin aufgeboten.

Ängstlich pochte ihr Herz. War keiner von Malignano dabei? Sie zeigte den fremden Gefangenen auf der Landkarte, wo sie sich befanden, wie weit sie von der Heimat entfernt seien; sie verschaffte Medikamente, wechselte Geld, es gab nichts, was nicht an sie herantrat, und manchem Fremdling wurde es leichter ums Herz, wenn er im fremden Land die heimische Sprache von einer Ortsansäßigen so rein sprechen hörte wie einst daheim.

Hier fand Klara eine neue, große Aufgabe, denn es zeigte sich bald, daß diese Einquartierung von langer Dauer sein werde und daß den Frauen des Städtchens mit der Sorge für das Wohlergehen der fremden Gäste eine ungeheure Arbeit erwuchs.

Eines Morgens erschien der Militärarzt. „Ich hätte eine große Bitte, Fräulein Klara. Wäre es Ihnen nicht möglich, im Spital, wo wir eine ganze Reihe von Schwerkranken haben, bei der Untersuchung als Übersetzerin mitzuhelfen? Es würde die Arbeit sehr erleichtern und für die richtige Behandlung von großem Werte sein. Es scheint mir, manche Heilung würde gefördert, wenn eine Pflegerin dabei sein könnte, die der Sprache der Kranken restlos mächtig ist."

„Selbstverständlich, Herr Doktor, ich bin gerne bereit", erklärte sie, „ich will helfen, wo es mir möglich ist."

So kam Klara ins Spital. „Hinten im langen Korridor, im Zimmer 39 ist einer, der allen Mut verloren hat und zeitweilig nicht mehr bei Bewußtsein ist", sagte der Arzt. „Wir gehen jetzt zu ihm, er erhält eine Injektion, und dann sagen Sie ihm, daß er sich nicht zu fürchten brauche und sich bald erholen werde. Jener ist es, dort im hintersten Bett."

Dort lag unruhig und fiebernd, kaum wieder zu erkennen, der junge Felice Durini, der Sohn des Conte Durini aus Malignano, der Führer der Totengräber in jener schaurigen Nacht, der ihrem Vater ein anständiges Grab verweigerte und jetzt selber dem Grabe nahe war. Und den sollte sie pflegen? Klara zögerte; aber nur einen kleinen Augenblick. Dann trat sie mit dem Arzt zum Bette des Schwerkranken; freundlich legte sie ihm die Decke zurecht und sagte ihm in seiner heimatlichen Sprache, er möge ein wenig Geduld haben und dann werde alles wieder gut.

Und die Schwester Klara bewirkte Wunder. Wo sie erschien, ging es besser; sie brachte Vertrauen, sie brachte Hoffnung und Zuversicht, sie brachte einen Hauch aus der Heimat der Kranken, half ihnen über die schwersten Stunden hinweg und förderte die Genesung. Drei Tage später, als sie wieder ans Bett des jungen Grafen trat, streckte er ihr freundlich und dankend die Hand entgegen: „Gute Schwester, Sie haben mir geholfen, es geht mir besser." Dann sah er sie genauer an, ließ die Hand sinken und starrte ihr mit offenem Munde ins Gesicht, er hatte sie erkannt. „Und Sie helfen mir, malgrado quella notte – trotz jener Nacht? Non mi disprezza? – Sie verachten mich nicht?"

„Malgrado quella notte", sagte sie, „sind wir alle Brüder und Schwestern und müssen einander helfen. So lehrt es unsere Kirche, und so lehrt es die Ihre, und wenn sich alle daran halten, so wird einmal Friede sein."

Er drückte ihr die Hand. „Signorina Klara, mi perdoni – vergeben Sie mir, Sie sind besser als ich." Und der junge Mann, dessen Stimme in jener Nacht messerscharf und hart geklungen hatte, wischte sich die Augen aus.

Er erholte sich rasch. „Ich muß gesund werden", sagte er zu ihr, zum Arzt, zu seinen Kameraden, „ich habe etwas gutzumachen."

Der Krieg ging weiter, ein träger Tag reihte sich im Interniertenlager an den andern wie die Ringe an einer endlosen Kette. Aber wenn die Signorina Klara erschien, so war es, wie wenn an einer Felswand eine Blume aufblühte; bald wußte sie das Essen mit einer leckeren Zugabe aufzubessern, oder sie konnte einem, der es besonders nötig hatte, eine Arbeit in einem gütigen Hause zuweisen. Einem andern, der die herbstliche Kühle nicht mehr ertrug, verhalf sie zu wärmeren Unterkleidern, einem weiteren zu einem italienischen

Buch. Sie wußte Einladungen zu vermitteln, in der Villa mit dem schönen Garten gab es einen großen Empfang, im alten Schlößlein fanden sich die Offiziere zum Tarock. In stillen Nächten aber dachte sie an das einsame Grab und sagte sich, daß vielleicht mit jeder guten Tat eine Knospe erwachse am Oleanderbusch.

Aber auch der junge Graf durchwachte manche Nacht, denn was er sah in Grauenstein, das stimmte ihn recht nachdenklich. Im Nachbardorfe starb ein junger Kamerad, und alle seine Gefährten fanden sich ein zur Beerdigung. Und seltsam war es, auf diesem Friedhof im fremden Land überließ man dem Andersgläubigen den besten Platz im Gottesacker, und der reformierte Geistliche erschien und erklärte an der Seite des katholischen Amtsbruders, daß die Gemeinde das Grab in Ehren halten werde, auch wenn sich die Söhne des fremden Landes längst wieder nach der Heimat zurückbegeben hätten. Er mußte dieses mitanhören, und seine Tat brannte ihn und ließ ihn oft unter den Schlägen der Mitternachtsglocke erröten, die einst zu seiner Schandtat geschlagen hatte.

Dazu kamen schwere Nachrichten aus Malignano. Die fremden Flieger ließen den Ort nicht mehr in Ruhe; sie mußten vernommen haben, daß die große Fabrik jetzt für den Kriegsbedarf arbeite. Eines Tages kam Bericht, die Fabrik sei zerstört und ein großer Teil der Ortschaft dazu: der Bahnhof, die Häuser am Platz, der Pfarrhof. Man zählte fünfzig Tote oder mehr; Don Severino sei unter jenen Verletzten gewesen, die den Angriff nur wenige Tage überlebten. Der kleine Kirchhof sei besetzt bis auf den letzten Platz.

Don Severino lebte nicht mehr! War das nicht ein Zeichen, daß eine höhere Macht mit seiner Ausschließlichkeit nicht einverstanden war? Der junge Graf glaubte es.

Beglückt wurde er, als er eines Tages die Nachricht erhielt, daß er seine Studien an einer schweizerischen Hochschule fortsetzen dürfe. So kam er fort von Grauenstein, wo er freilich längst Verzeihung erhalten hatte, wo er aber vor den Augen der gütigen Signorina Klara in den Erdboden zu versinken glaubte unter seiner Schande.

Endlich lag der Krieg in seinen letzten Zuckungen. Die großen Kriegstreiber, die eine Welt aus den Angeln heben wollten, waren tot, verdorben und verstorben. Der Tag der Waffenruhe stieg,

Der junge Graf faßte ihre Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

von allen Wohlmeinenden gesegnet, in Klarheit am Himmel herauf, und wenn es auch schien, daß es trotzdem nicht vorwärts gehen wolle und der Friede noch in unendlicher Ferne lag, so kam doch endlich der Tag, an dem die Flüchtlinge wieder in ihre sonnige Heimat zurückkehren konnten, auch die von Malignano, auch der junge Conte Durini.

Dann verstrich ein Jahr, in dem mancher dankbare Gruß aus dem Süden nach Grauenstein geschickt wurde, denn wer konnte die Signorina Klara und ihre Fürsorge vergessen?

Der junge Graf schrieb ihr oft, ja, seine Briefe wurden immer dankbarer, immer inniger, und der Klara wurde es warm ums Herz, wenn sie seine Berichte aus ihrer alten Heimat las. Und dann, als es wieder Sommer geworden, da kam jener große Brief, den ihr der Briefträger vor dem Hause übergab, als sie eben im Begriffe war, in der Stadt Einkäufe zu besorgen. Sie öffnete ihn auf der Straße und las ihn und blieb stehen und las ihn wieder und las ihn zum dritten und vierten Male. Sie vergaß, weiterzugehen, sie stand immer noch vor dem Hause, als der Briefträger von seinem Rundgang wieder zurückkam.

„... es ist manches anders geworden in Malignano", hieß es, „Don Severino lebt nicht mehr, und auch mein Vater ist jetzt gestorben, zu früh, denn er erwartete Sie in Malignano, wir alle erwarten Sie jetzt, denn wir können endlich gutmachen, was wir verfehlt. Kommen Sie zu uns, Sie gehören zu uns, kehren Sie in Ihre alte Heimat zurück. Das Grab Ihres Vaters hat unter der feurigsten Blütenfülle einen Ehrenplatz. An der Kirchhofweihe fällt eine Schande von uns, aber wir werden erst völlig von ihr befreit, wenn Sie und Ihr Verwandter gekommen sind, und wenn Sie gesehen haben, daß wir uns um die Wiedergutmachung bemühten..."

Die beiden reisten ab, der Süden empfing sie mit Sommerhitze und Rosenduft. Der junge Graf wartete am Samstagabend am Bahnhof und führte seine Gäste in das Herrenhaus im kühlen Park. Alte Bekannte aus der Nachbarschaft erschienen und grüßten die Heimgekehrte. Die Nachtigallen sangen, wie wenn nie ein Mißton auf Erden gewesen wäre, und ein liebliches Geheimnis, das niemand verriet, lächelte aus aller Augen.

Der Sonntagmorgen brachte es an den Tag. Der junge Graf führte seine Gäste auf den Kirchhof, der neu geweiht wurde, der Bischof erschien, der ganze Klerus, das ganze Dorf.

Der alte Friedhof war mit neuen Gräbern angefüllt bis auf den letzten Platz; aber die hintere Kirchhofmauer war abgetragen und weit zurückversetzt, ein neuer Teil dem alten Kirchhof angegliedert. Hier lag jetzt das Grab des Vaters, am ursprünglichen Platz, aber jetzt in der Kirchhofmitte als erstes des neuen Teils unter einem Oleanderbusch, einem überquellenden Blütenwunder mit tausend und aber tausend Blumen.

Klara erinnerte sich der Worte des Pfeifers: „Einst wird kommen der Tag, an dem der Oleander blüht", und schwere Tränen fielen auf des Vaters Grab. Aber ums Herz war ihr leicht, und der junge Graf faßte ihre Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern.

Die Antwort des Sängers

Der berühmte russische Sänger Schaljapin hatte einst ein Gastspiel an der Moskauer Oper zu absolvieren. Außer dem berühmten Sänger gab es damals noch eine andere vielgenannte Persönlichkeit in Moskau. Es war dies General Grün, Moskaus mächtigster Mann. Dieser war sich seiner Würde bewußt und legte großen Wert darauf, ob er in Uniform war oder sich in Zivil befand, von den Passanten gegrüßt zu werden. – Als Schaljapin an einem Nachmittag einen Spaziergang im vornehmen Viertel der Stadt machte, bemerkte er einen beleibten Herrn mit vielen Orden. Plötzlich stürzte dieser auf ihn zu und brüllte:

„Weshalb grüßen Sie mich nicht?"

„Ich kenne Sie gar nicht", erwiderte der Sänger.

„Ich bin Grün!" schrie der dicke Herr, „werden Sie mich jetzt grüßen?"

„Wenn Sie reif sind!" bemerkte gelassen der Sänger und setzte seinen Spaziergang fort.

Falsch gehört. Hausfrau: „Sie haben sich also wirklich verlobt, Anna; mit wem denn?" – Anna: „Er hat eine Anstellung an die Matthäikirche." – Hausfrau: „Küster?" – Anna: „Und wie!"